

Hans Blumenberg Die Verführbarkeit des Philosophen

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1755

Die *Verführbarkeit des Philosophen* berichtet von unglücklichen, grotesken oder auch nur unerfreulichen Fällen, in denen Leben und Lehre der Denker nicht in Deckung zu bringen sind. Eine aktive Teilnahme an Zeitgeschichte und Politik war selten eine Stärke des Philosophen; dafür schlägt seine Schwäche, zum Instrument der Macht zu werden, um so unbarmherziger gegen ihn zurück. Verführbarkeit entsteht aber auch durch die Verlockung der Philosophie, Systeme zu schaffen, für Endgültigkeit sorgen zu wollen. Der Philosoph wird auf seiner rastlosen Suche zum Gefangenen, zum Opfer der von ihm selbst geschaffenen Systeme. Die thematische Spannweite der Essays dieses Buches reicht von Heidegger bis zu Wittgenstein, von der Seins- bis zur Sprachphilosophie und dokumentiert die ganze Breite des Blumenbergschen Denkens.

Hans Blumenberg
Die Verführbarkeit des
Philosophen

*In Verbindung mit Manfred Sommer
herausgegeben vom
Hans Blumenberg-Archiv*

Suhrkamp



2. Auflage 2023

Erste Auflage 2005

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1755

© 2000, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck und Bindung: BoD, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29355-3

www.suhrkamp.de

Inhaltsverzeichnis

Gleichgültig wann?	9
Gefälligkeiten	18
Warum reißen wir das Holstentor in Lübeck nicht ab?	36
Dies ist in Wirklichkeit nur jenes	37
Wie Hegel vom Schnupfer zum Trinker wurde	49
Wenn die Exempla eines Philosophen	50
Normalrock nach Gustav Jäger	51
Keine Promethiden mehr	56
Das jeweils Vergessene	63
Ein Instinkt der Uneigentlichkeit?	65
Womit bezahlt wird	70
Der Physiker und Philosoph Professor Moorsom ...	74
Der Parteibeitrag	75
Falsche Sorglosigkeit	80
Ein Bienenstich	83
Verspätete Streichung	85
Der Holzweg zu den Quellen	86
Der Mönch und sein Nach-Ruf	88
Der Kamikazeheld	92
Ein MacGuffin	96
Die Verführbarkeit des Philosophen	100
Ein Dementi	107
Heidegger – Einfluß auf Theologie	109
Die Versuchung zum Schlußmythos	110
Vorsicht im Umgang mit Engeln	114
Vernünftigerweise gefragt?	118
Beschränktheit oder Beschränkung?	120

»Ich bin nicht da«	122
Die immer wiederkehrende Versuchung der	
Philosophie, die Welt aus dem Begriff zu machen .	127
Logokratie	129
Das Hufeisen	131
Selbsterfahrung	133
Ein mögliches Selbstverständnis	135
Ein noch zu schreibender Brief	144
Darf Philosophie schwer sein?	145
Der Schmied im Sitzen und andere Denkerposen	147
Schnitzlers Philosoph	153
Freud-Facetten	163
Ein Glas Wasser	163
In der »Gartenlaube«	164
Wiederentdecker ›Liebestrank‹	165
Testfall eines Chemikers	168
Traumgefälligkeiten	169
Unterbehandlung	170
Rauch und Rührung	172
Todesstoß und Todestrieb	176
Verlesung bei Montaigne	180
Schnitzler träumt im voraus	182
Das Postulat des Haltmachenkönnens	184
Die Verführung zur Geldverachtung	185
Erster Eindruck	187
Die imaginäre Annäherung an eine endgültige	
Wahrheit	189
Das Schweigen, um Philosoph zu bleiben	197
Welträtsellösungen	199
Die Sandale des Empedokles	199
Der Tod des Aristoteles	200
Editorische Notiz	204

*... die Philosophie soll nicht prophezeien,
aber sie soll auch nicht schlafen.*

Heidegger,
Grundprobleme der Phänomenologie

Gleichgültig wann?

Kommt es bei einem bedeutenden Werk des ›reinen‹ Denkens, der Mathematik oder der Philosophie etwa, darauf an, wann es veröffentlicht wird und damit wenigstens die Möglichkeit zu seiner Wirkung bekommt? Gleichgültig ist dieses ›Wann‹ keinesfalls, wenn man von vornherein die Frage nach der faktischen Wirkung einbezieht. Sie hängt von Bedingungen ab, die vom Datum der Publikation nicht getrennt werden können. Doch ist auch da Zugänglichkeit – etwa Erscheinen überhaupt und in irgendeinem Organ oder Verlag – nicht identisch mit Wirkungspotential. Denn der Inhalt ist noch nicht die ›Botschaft‹.

Wenn man jedes Werk solchen Ranges seinerseits als ›Wirkung‹ anderer, ihm vorausgehender Werke – manchmal solcher ungleichen Ranges – ansieht, ist doch erst etwas über den Folgerungsgrad in einer ›Reihe‹, nichts aber über die Abstände der Glieder dieser Reihe, nichts also über die Datierung des Ganzen wie des Einzelnen ausgemacht. Es wäre dann durch das faktische Vorliegen eines Werkes, zu welchem Zeitpunkt immer, nur eine – noch nicht die zureichende – Bedingung für das irgendwann folgende ›Erscheinen‹ – zumindest Entstehen – eines oder mehrerer weiterer Werke gegeben. Das gilt sogar dann, wenn ein Werk deskriptiv oder kritisch ganz oder vorwiegend auf ein anderes Werk bezogen, trotz ›Unabhängigkeit‹ seiner Position davon abhängig ist, daß jenes überhaupt ›schon da‹ ist. Die Kontingenz der Daten und Fristen hat mit der ›Folgerichtigkeit‹ des Zueinander und Nacheinander wenig zu tun.

Es gibt ein ›Muster‹ für alle Datenkontingenz von menschheitlichen ›Hauptwerken‹, das man ohne Säkularisierungsverdacht heranziehen darf, um sich von der Gleichgültigkeit

des ›Erscheinens‹ – hier im hinterhältigen Doppelsinn der *Epiphanie* – zu überzeugen: der ›Menschensohn‹ und die von ihm Nachricht gebenden kanonischen Texte. Gemessen an dem Anspruch, den das Doppelereignis von Leben und Schrift für sich ausgebildet hat, und auf die biblische Chronologie bezogen, an der die Jahrhunderte gefeilt haben, handelt es sich um einen Fall von ebenso unverzeihlicher wie unvermeidlicher Verspätung. Durfte der johanneische Logos viertausend Jahre nach Sündenfall und Paradiesesausreibung verstreichen lassen, ehe er sich im Fleische erblicken und die zur Wiedererlangung des Heils notwendigen Worte vernehmen sowie Erleidungen geschehen ließ? Im kleineren Metrum ließ er nach der Stallgeburt zu Bethlehem nochmals dreißig Jahre hingehen, ehe er mit Worten und Taten begann, was doch um der Menschen willen gar nicht früh genug begonnen und beendet werden konnte. Es war eilig, denn mit der Welt stand es auf der Kippe, mit dem Widersacher auf Biegen und Brechen.

Mit diesem Einwand der Verspätung des göttlichen Eingreifens in die unselige Geschichte der Menschheit hatten sich nach dem Erkalten der ersten hochgespannten Heilserwartungen die Apologeten des Christentums herumzuschlagen. Sie waren erkennbar überfordert. Auf das »Warum so spät?« hätte es im Sinne des *principium rationis insufficientis* für Raum und Zeit nur die eine alles erledigende Antwort gegeben: »Gleichgültig, wann!« Diese Antwort aber wäre theologisch unzulässig gewesen. Dennoch läuft der dogmatische Kunstgriff, mit dem das Problem zwar nicht gelöst, wohl aber entschärft wurde, auf die unausgesprochene Indifferenz jedes Zeitdatums gegenüber allen anderen hinaus: der Artikel vom ›Abstieg zur Hölle‹, ungenau übersetzt von *descensus ad inferos*. Der Hadesabstieg des Gottesknechtes zwischen Kreuzestod und Auferstehung füllt nicht nur die trostlose Karenzzeit aus, sondern zieht die sonst vom Heils-

werk der Passion Übergangenen, weil ›zu früh Geborenen‹, in den Triumph der Todesüberwindung.

Der Herr der Unterwelt, der die Gerechten der Vorzeit des Heils gefangenhält, ist nicht einfach nur der allzu bekannte ›Teufel‹ im Sinne des Verführers, es ist auch ›der Tod‹ als der Dämon, der sich durch den Paradiesesverlust Eingang in die Welt verschafft hatte und unter dessen Herrschaft ›das Böse‹ nur noch die Konsequenz der Tödlichkeit des Lebens geworden war. Daß die Herrschaft dieses Verwirrers und Verzögerers durch *einen* Handstreich des Todesüberwinders gebrochen wird, ist das im genauen Sinne ›Zeitlose‹ an dieser Heilsepisode, die die Vorherigen den Gegenwärtigen gleichstellt. Von den Kommenden kann nicht die Rede sein, denn in der Grundkonzeption gibt es nur ›das Kommende‹, nicht ›die Kommenden‹, wenn die Generation der Lebenden die letzte ist. So schafft der Einschub des *Descensus* das ›Gleichgültig, wann‹, ohne das die Kontingenz des Heilsanbruchs unerträglich wäre.

Daß die theologische Dignität dieses ›Falles‹ von anderen Ereignissen der Geschichte nicht erreicht werden mag, nimmt ihr nichts von der Beispielhaftigkeit für das Problem der Zeitkontingenz. Die Armseligkeiten des autonomen Denkens in Gestalt der Philosophie und der aus ihr entlassenen Theorien mögen der großen ›Ereignisse‹ noch bedürftig sein, woher immer sie kommen – ob aus Erlangen oder aus Frankfurt, aus Zürich oder Gießen. Was hier ›Ereignis‹ genannt zu werden verdiente, hätte allemal gerade diese ›Auszeichnung‹, gleichgültig gegen das Wann seines Erscheinens zu sein.

Wir wissen genau, wann Sokrates im Kerker den staatlich ihm verordneten Schierlingsbecher trank. Aber was der Tod des Sokrates in der ihm von Plato gegebenen Ausgestaltung durch die Geschichte des menschlichen Denkens hindurch ›bedeutet‹ hat, macht die Datierung so gleichgültig, wie es

die Unkenntnis des Datums der Anschmiedung des Prometheus an den Kaukasus ist. Wendet man ein, jener habe wirklich gelebt, dieser sei eine mythische Erfindung, so macht der Schritt nicht mehr viel aus zu sagen, auch Sokrates dürfte eine bloße Erfindung des Plato sein. Hätte nur der des Xenophon überlebt, wäre sein Name womöglich nicht einmal in den Beispielen der Logiker gefallen. Er selbst hat sein Nachleben in die Hände des glücklichen Zufalls eines philosophischen Dichters gelegt, indem er keine Zeile schrieb und nicht einmal für authentische *Logia* sorgte. Für den platonischen Sokrates gilt in einzigartiger Weise das ›Gleichgültig, wann‹.

Ich will mich nicht vor dem *experimentum crucis* für die These der Zeitindifferenz drücken. Gilt sie auch für die »Kritik der reinen Vernunft«? Meine Antwort: Nicht nur auch, sondern exzeptionell.

Es bedeutet nichts, daß Kants Werk 1781 erschienen ist. Zum einen, was seine nächsten Wirkungen angeht, weil es nur wenige so verständige und sorgfältige Leser gefunden hat wie den Berliner Arzt Markus Herz oder den Hallenser Jakob Sigismund Beck. Viele der oft genannten ›großen Wirkungen‹ kann man allenfalls unter der Rubrik ›fruchtbare Mißverständnisse‹ befassen, von denen sich behaupten läßt, sie wären in jedem Fall an jederlei anderem Werk zustande gekommen. Was die rühmende Formel angeht, die erste »Kritik« sei das Hauptwerk der deutschen Aufklärung gewesen, so besagt sie schon deshalb wenig, weil diese Aufklärung damit auch schon zuende war – was für ›Aufklärungen‹ nicht der Effekt eines Hauptwerks sein sollte. Da Kant immerhin noch zwei Jahrzehnte der ›Rezeption‹ erfahren und in diese durch die Neuauflage regelnd eingegriffen hat, kann man an seiner Ratlosigkeit beobachten, daß jedenfalls er selbst die Gunst der Stunde wahrgenommen zu haben nicht glaubte.

Wendet man sich von der skandalösen Flüchtigkeit der ›bedeutenden Leser‹ nach der anderen Zeitseite hin der ›Vorzeit‹ der Vernunftkritik zu, scheint die Datentoleranz das volle Jahrhundert bis zu Newtons »Principia« von 1687 zu umfassen. Ohne Newtons Physik und zumal ohne deren Vorannahmen des absoluten Raumes und der absoluten Zeit ist der erste Schritt zur transzendentalen Idealisierung der Formen des äußeren und des inneren Sinnes nicht denkbar. Diese Einsicht aber fand sich schon beim späten Leibniz in der Kontroverse mit dem Newtonianer Samuel Clarke, auf die Kant durch den Brief Lamberts vom 13. Oktober 1770 mit aller Konsequenz hingewiesen worden war: *Ich lasse es ganz wohl geschehen, wenn man Zeit und Raum als bloße Bilder und Erscheinungen ansieht*. Schließlich sei *beständiger Schein für uns Wahrheit*.

Das ist auch schon Humes skeptische Auffassung des Kausalitätsprinzips und zugleich der psychischen Identität. Leibniz' Einwand gegen die absolute Raumzeitlichkeit war, daß auf sie Vernunftbegriffe nicht angewendet werden könnten; und die Entfaltung dieses Einwandes ist, daß Widersprüchliches über sie behauptet und bewiesen werden kann: die Antinomien der Vernunftdialektik *in nuce*. Seit Newton war der astronomische Wirklichkeitsbegriff generalisierbar für die Welt und für die Seele. Lambert, im genannten Brief an Kant, sagt das so: *In der Metaphysic, wo die Schwürigkeit vom Schein so viel Wesens macht, wird die methode des Astronomen wohl die sicherste seyn*. Und genau das ist es, was in Kants ›Erweiterung‹ der Dialektik auf die Psychologie und daraus folgend als ›Anwendung‹ des Begriffs der Erscheinung auf die innere Erfahrung steckt.

Das Erscheinungsdatum von Kants erster »Kritik« hat mit der ihr zugeschriebenen Bedeutung, der deutschen Aufklärung oder gar der europäischen Aufklärung insgesamt die Krone aufzusetzen, nichts zu tun. Die These des ›Gleichgül-

tig, wann« bezieht sich auf geschichtliche Funktionszuweisungen an singuläre Werke des menschlichen Denkens. Kam die »Kritik« für die Aufklärung etwa zu spät? Oder zu früh für deren nächsten Ausschlag gegen Romantik und Hegelei, aus dem unter Schopenhauers ungewollter Mitwirkung der Neukantianismus hervorgehen sollte, der eine vermeintlich vollendete Naturwissenschaft gerade in dem Augenblick auf die *Bedingungen ihrer Möglichkeit* hin befragte, wo sie aus dieser ›Vollendung‹ neue Probleme und Theoreme herauszog?

Es gab alle Hände voll zu tun, Kant aus der Verwicklung in seine vorgebliche Renaissance zu befreien – und diese Befreiung kam, bezogen auf die Partialisierung der Newtonschen Physik, mindestens um ein Vierteljahrhundert zu spät. Sie wäre jederzeit gegen die Indienstnahme Kants für die Möglichkeitsfrage der exakten Wissenschaft durch Liebmanns »Kant und die Epigonen« (1874), ja schon durch Helmholtz' Rede zum Jahrhunderttag der »Theorie des Himmels« (1855) möglich gewesen. Aber nicht ›alle Hände‹ waren nötig, sondern ein einziger Zeitschriftenaufsatz von 35 Seiten genügte, um den Fahrlässigkeiten der Neukantianer den fälligen Garaus zu machen: 1924 erschien im zweiten Jahrgang von Erich Rothackers »Deutscher Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte« der wortkarge Beitrag von Julius Ebbinghaus »Kantinterpretation und Kantkritik«. Plötzlich konnte jedermann einsehen, Kant nicht ordentlich gelesen zu haben, vornean die restlichen Neukantianer. Es begann ein gründliches Nachlesen im Wortsinne und mit erstaunlichen Vertiefungen des Kantverständnisses. Dabei mußte der Verfasser jenes Aufsatzes vierzig Jahre später zugeben, er habe damals selbst noch an einigen Vereinfachungen gelitten und seither dazugelernt. Der Lakoniker absolvierte das 1966, indem er 14 Seiten von 35 einer Revision unterzog.

Der am gewissenhaften Kantstudium Interessierte lernt aus dem Vergleich beider Fassungen mehr als aus einer Monographiensammlung – aber zugleich, zu bezweifeln, ob die ›epochenwendende‹ Wirkung des Handstreiches von 1924 ohne jene Vereinfachungen vergleichbar eingetreten wäre. Die Retraktionen des Scharfsinns verschärfen nur, was durch mindere Penibilität schon erreicht worden war. Dennoch: zwischen 1924 und 1966 hätte jederzeit emendiert werden können, was schon damals ein halbes Jahrhundert überfällig gewesen war. Dies jedenfalls war in keinem nachvollziehbaren Sinn ein Produkt des ersten deutschen Nachinflationjahres gewesen, wie man es sich im Wunsch nach überbaulicher Sinnfälligkeit wünschen möchte: als Rückschnitt eines philosophischen Geldwertüberhangs. Der etwas anderes ermöglicht hatte: 1923 wurde Kants »Opus postumum« vom Verlag der Akademieausgabe aus Hamburger Privatbesitz angekauft. Das war etwas, was nicht jederzeit hätte geschehen können, dessen Folgen bis zur Stunde noch nicht ausgestanden sind. Von der Edition des »Opus postumum«, die 1936/38 erschien, läßt sich wiederum das ›Gleichgültig, wann‹ behaupten. Sie ist ein erratischer Findling im Katarakt dieser Jahre. Erst einen Weltkrieg später machten sich die Sisypusse ans Wälzen.

Das Ende des Neukantianismus durch den Todesstoß von Ebbinghaus fällt in das Jahr des Todes von Paul Natorp, des letzten urbürtigen – wenn auch nicht bis zum Tode standfesten – Vertreters der »Marburger Schule«. Daß dies zugleich das zweihundertste Geburtsjahr Kants gewesen ist, muß dagegen als äußerlich gelten: nur als Anlaß, daß überall zu Kant etwas gesagt oder gedruckt werden *konnte*. Eher signifikant war, daß Husserl bei Gelegenheit der ihm obliegenden Jubiläumsrede die erfolgreichste seiner Neuprägungen notierte – ohne sie öffentlich anzubringen: die ›Lebenswelt‹. Auch sie ist ein Stück Abwendung vom Neukantianismus, von der

Affinität zu Natorp. Dieser Titel sollte reklamieren, daß nicht vom ›Faktum Wissenschaft‹, sondern von dem der *natürlichen Weltansicht* auszugehen war, um das Aufkommen der theoretischen Einstellung zu verstehen. Und darin steckte das Überdauern des »Positivismus« – als der großen ›Umgehung‹ Kants nach Wiener Art – über das schulhaft gewordene Mißverständnis des Neukantianismus.

Dies alles, bevor Heidegger in die Saiten griff und die Szenerie durch nochmalige ›Tieferlegung‹ des Standniveaus veränderte. Er hat das mit einem Buch 1929 besiegelt: »Kant und das Problem der Metaphysik«, wie es unter dem Wissenschaftsprimat des Neukantianismus nicht möglich gewesen wäre – aber auch als Buch über Kant nicht notwendig zu tun war. Geblieben war etwas Äußerliches: der professionelle Legitimationswert, über Kant – nichts Geringeres – geschrieben zu haben. Was Heidegger belegte, war schließlich *der Zeitcharakter des Selbst*, die These aus »Sein und Zeit« von der ekstatischen Zeitlichkeit des Daseins als Sorge.

1797 – Kant lebte noch – hatte Lichtenberg ins Notizbuch geschrieben: *Es wäre möglich, daß manche Lehren der Kantischen Philosophie von Niemand gantz verstanden würden, und jeder glaubte, der andere verstünde sie besser als er, und sich daher mit einer undeutlichen Einsicht begnügte oder gar mitunter glaubte es sey seine eigene Unfähigkeit, die ihn verhinderte so deutlich zu sehn, als andere.* Zwar verfehlt der zweite Teil des Notats ganz und gar die Sachlage in der Zunft: Keiner glaubt je, der andere habe besser verstanden. Aber der Ansatz, daß niemand womöglich jemals in allem Kant verstehen könnte, ist von schöner Hellsicht für die Kontingenzverhältnisse in der Rezeption des großen Werks. Ob und wann es verstanden wird, ist genauso kontingent wie, wann und daß überhaupt es entsteht und erscheint. Wenn auch nur etwas daran ist, daß der äußere Anlaß der

Zweijahrhunderte nach Kants Geburt das erste präzise Verständnis des Grundgedankens seines Hauptwerks – oder auch nur die Feststellung der Unzulänglichkeit aller bisherigen Sprüche darüber – zutage förderte, dann wird implizite auch festgestellt, wie vergeblich es war, daß dieses Werk schon anderthalb Jahrhunderte auf den Tischen und in den Händen gelegen hatte. Weshalb so unnötig früh? Weshalb so skandalös lange?

Gefälligkeiten

Über einen riskanten Aspekt des Umgangs mit Theorien

Der Wissenschaft mag die überragende geschichtliche Bedeutung zu Kopf gestiegen sein, die ihr in der Neuzeit, bei der Überwindung des Mittelalters und der Errichtung der Aufklärung, schließlich bei der Überwindung des spekulativen Idealismus, zugewachsen war. Ihre Autonomie, institutionell in Universitäten und Akademien realisiert, gesteigert und verteidigt, gründete sie auf die Pathosformel ihrer Promotionseide, nichts anderem als der Wahrheit verpflichtet zu sein und dienstbar zu bleiben. *Nichts anderem als der Wahrheit* – das hieß auch: weder irgendeiner dies oder jenes begehrenden Öffentlichkeit gefällig zu sein oder für Gesellschaft und Staat andere Probleme zu lösen als die, deren Lösung sich aus den unabhängig davon entstandenen Resultaten entnehmen ließ.

Die mögliche Arroganz derer, denen Unabhängigkeit der Ausübung ihres theoretischen Amtes durch Unkündbarkeit, Unversetzbarkeit, Befreiung von zwangsweiser Ruheständigkeit garantiert war, nahm man hin als das kleinere Übel im Vergleich zu einer reglementierbaren und dann auch korrumpierbaren Wissenschaft, die im säkularen Staat nichts anderes sein konnte als nicht mehr aufsichtsfähige letzte Instanz. Wer sollte auch das Amt des Zensors über sie ausüben, das immer wieder nur kraft wissenschaftlicher Kompetenz hätte vollzogen werden können, also einen unbestimmten Regreß einschloß?

Mit dieser Einschätzung, Zubilligung und sogar Selbstauffassung ist es immer schlechter bestellt. Vordergründiges Argument zur Aushöhlung der etwa anderthalb Jahrhunderte bestehenden und zuletzt nach der Zerstörung eines

totalitären Systems fast übersteigerten Position war alles, was unter dem Schlagwort der ›gesellschaftlichen Relevanz‹ kritisch ›hinterfragt‹ werden konnte. Einmal die fast schlagartig erkennbar gewordenen Risiken der aus wissenschaftlicher Kenntnis abgeleiteten technischen Anwendungen und praktischen Verfahrensweisen; dann mit intensiverer untergründiger Wirkung wegen der sprunghaft ansteigenden Belastung der öffentlichen Haushalte die Aufwendigkeit wissenschaftlicher Forschung und die damit zusammenhängenden Unvermeidlichkeiten, werbend und fordernd für Projekte einzutreten, deren Gesamtheit von vornherein nicht annähernd zu finanzieren war.

Diese Art verwaltender und selbstverwaltender Selektivität hat nicht nur ökonomisch eine neue Situation für wissenschaftliche Projekte und für die Wirkungsmöglichkeit wissenschaftlicher Persönlichkeiten geschaffen, vielmehr noch deren akquisitorische Verhaltensweisen in bis dahin ungekannten Typiken bestimmt und geprägt. Bis hin zum niemals dort vermuteten perfekten Manager, der die Mittel schon eingeworben hatte, noch bevor das theoretische Forschungskonzept schlüssig entwickelt worden war, das schon den Beifall entschließender Gremien und rotierender Bürokratien gefunden haben mußte. Dies ist nicht nur eine negative Feststellung. Solche Manager verstehen sich zugunsten späterer Einwerbungen noch größerer Mittel erstaunlich gut darauf, zu den Mitteln dann auch die Zwecke sowie die Exekutoren dieser Zwecke ausfindig zu machen und zu fördern.

Dies alles trägt zwar die Züge des Niedergangs fragloser Geltung, doch nicht die nahender oder schon gegenwärtiger Korruption. Diese setzt erst dort ein, wo die Symptome der kaum noch anders zu nennenden ›Gefälligkeitsforschung‹ auftreten. Man wird von durchgebildeten Theoretikern nichts anderes erwarten, als daß sie so etwas mit Raffinement, wenn auch nicht immer mit Dezenz betreiben.